

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

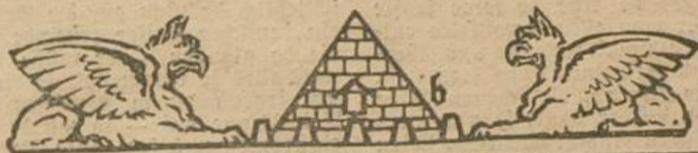
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

18.1.1931 (No. 3)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 3



18. Jan. 1931

Ein Brief von Scheffels Mutter an Theobert Maler
Mittheilung von Gust. v. Mittelstrah

Im Nachlaß des im Vorjahre in Pforzheim hochbetagt verstorbenen Architekten Ernst Maler fand sich nachstehender Brief, der wegen seiner Absenderin und seines Empfängers gleichermaßen Interesse verdient, überdies veranlässliche Streiflichter auf die damaligen Bewohner der Stefaniestraße wirft und schließlich einem Gefühle Ausdruck gibt, das uns gerade am heutigen Tage besonders stark berührt.

Die Schreiberin ist niemand Geringeres, als Scheffels warmherzige, kluge und eigenwüchsige Mutter Josefine, geb. Krederer, die damals im 58. Lebensjahre stand. Sie stammte aus Oberndorf a. N. und hatte 1824 den späteren Major und Oberbaurat Philipp Jakob Scheffel geheiratet. Trotz mancherlei Leids — ihre einzige Tochter Maria war 1859 in München am Typhus gestorben und zu der dauernden Sorge um den geistig zurückgebliebenen Sohn Karl war seit einigen Jahren die Angst um die labile Gesundheit ihres Josef getreten — hatte sie sich einen ungebrochenen Lebensmut bewahrt und entzückte alle Menschen, die mit ihr in Berührung kamen. Und deren Zahl war nicht gering! Emil Frommel entwirft von ihr ein sehr anschauliches Bild, wenn er schreibt: „Es blickten ein paar intelligente blaue Augen aus einem feinen, geistvollen Gesicht, voll Wit und sprudelnder Laune, mitunter auch etwas derb, hatte sie das beste Erbeil ihres schwäbischen Stammes: eine lebhaft phantastische, ein reiches wohlwollendes Gemüt, daneben eine Portion Weisheit und Schalkheit überkommen. Mir erschien der Major immer als ein sehr geistvoller Mann, daß er sich eine solche Frau erobert hatte.“ Und Scheffel selbst hat gelegentlich Freunden gegenüber gesagt: „Meine Mutter hätten Sie kennen lernen müssen; was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr.“ Zu diesen Auserwählten stimmt trefflich das Bild, das Alberta v. Frendorf ihrem Bändchen „In der Gaisblattsblau“, das sie dem Andenken der mütterlichen Freundin widmet, beigegeben hat: Eine herzliche Frau, der der Schalk um die Mundwinkel spielt, blickt den Beschauer an. Schon nach knapp zwei Jahren sollte sie ihrer Familie und ihren zahlreichen Freunden durch den Tod entzogen werden. Sie starb am 5. Februar 1865.

Der Empfänger des Briefes ist Theobert Maler, der 21jährige Sohn des Majors Friedrich Maler. Er hielt sich damals studienhalber in Wien auf. Die Familien waren seit langem befreundet, hatte doch der damalige Mitmeister und Großherzogliche Geschäftsträger am Heiligen Stuhl in Rom im Scheffelschen Hause bei einem Urlaub im Jahre 1839 seine spätere Frau kennen gelernt, die hier zu Besuch weilte. Dieser Theobert Maler hat einen höchst merkwürdigen Lebensweg gemacht: er folgte dem Erzherzog Ferdinand nach Mexiko und wurde von diesem späteren Kaiser Maximilian zum Hauptmann im Geniecorps ernannt und mit Orden und Ehrenzeichen ausgezeichnet. Das mexikanische Abenteuer scheint er glücklich überstanden zu haben, er verblieb jedenfalls drüben, hauste einsam im Gebirge und widmete sein Leben der Ausgrabung und Aufnahme frühmexikanischer Bauwerke. Der wissenschaftliche Ertrag seines Lebens ist in zwei großen Tafelwerken, die in den Jahren 1901 und 1911 durch das Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology der Harvard University herausgegeben worden sind, niedergelegt. Er selbst hat meines Wissens nur einmal noch deutschen Boden betreten und

später bei einer Zusammenkunft in Paris seinem eingangs genannten Vetter Ernst Maler als dem Senior der Familie seine Familienpapiere und Sammlungen übergeben. Darunter scheint auch dieser Brief gewesen zu sein. Genauer Nachrichten über seinen Tod, der erst nach dem Weltkrieg erfolgt sein soll, sind der Familie nicht bekannt.

Was nun die Zeitverhältnisse anlangt, aus denen heraus der Brief geschrieben ist, so sei daran erinnert, daß im Mai 1863 der preussische Verfassungskonflikt auf seinem Höhepunkt stand. Bismarck war der bestgehabte Mann. Der Nationalverein verzweifelte an ihm. Ueberdies hatte sich die preussische Politik in allen großdeutsch orientierten Kreisen, besonders in Süddeutschland, durch ihre Haltung während des Krieges 1859 verhaßt gemacht. Man hatte hier gehofft, Preußen werde uneigennützig Oesterreich, das in Italien blutige Niederlagen erlitt, zu Hilfe eilen und die Franzosen am Rhein angreifen. Und neuerdings war Preußen mit seiner Militärkonvention (S. 2. 63) den aufständigen Polen in den Rücken gefallen, indem es dem reaktionären Rußland bewaffnete Neutralität zugesagt hatte. Man sieht, der Boden war günstig für die Initiative, die nunmehr der Vetter der österreichischen Politik, Baron v. Schmerling, im Kampf um die Vorherrschaft ergriff, um die deutsche Frage einer Lösung näherzubringen: Die österreichischen Bundesreformpläne, schon einmal im Bundesstag abgelehnt, sollten einem Kongress der deutschen Fürsten in Frankfurt vorgelegt werden. Noch ist der Plan nicht an die Öffentlichkeit gekommen, aber die Öffentlichkeit wartet, daß etwas geschehe. In ihrer impulsiven Art gibt die süddeutsche Frau hier in starken Worten einem allgemeinen Gefühl Ausdruck. Freilich ist es nur Gefühl, überhewiglich und romantisch, und man sieht keinen Weg. Aber dieses Gefühl nötigt uns Nachgeborenen, die wir uns in sicherem Besitze einer unzerstörbaren Reichseinheit wähnen, Achtung ab ob seiner reinen und echten Gut.

Karlsruhe den 26ten Mai 63.

Lieber Theobert!

Mein sehr werther junger Freund

Was werden Sie von meinem Andant allmählig für einen colossalen Begriff bekommen. — Schon beinahe ein Monat dahin und noch keine Antwort auf Ihren lieben interessanten Brief und keinen Dank für die prächtigen Photographien¹⁾ die mich so sehr erfreut haben. Ich meine übrigens Sie müßten diesen Dank zuversichtlich gefühlt haben auch ohne ein sichtbares Zeichen — denn ich dachte so oft — und so lebendig Ihrer und Ihrer armen Freundlichkeit daß ich oft meinte die Kraft dieser Gedanken müßte fast telegraphisch zu Ihnen gedrungen sein. Des Lebens Mühsal und Noth hat mich so lange zum Schweigen gezwungen — täglich andere Hindernisse drängten sich fast wie höhnende Gnomen an mich heran wenn ich schreiben wollte — nun aber wollen wir recht traulich miteinander plaudern, als säßen Sie bey mir in der Gartentlaube wie im vorigen Herbst, oder im traulichen Winterstübchen wie jüngst — da Sie mir ein Anerbieten machten wegen J. das mich tief im Inneren rührte²⁾ — das ich Ihnen nie im Leben mehr vergesse und wodurch wir einander viel näher getreten sind.

Ich möchte es Ihnen vergelten können — schlagen kann ich mich zwar nicht für Sie — aber wenn ich Ihnen irgend im Leben einen recht mütterlichen Liebesdienst thun kann, lieber Theobert so erinnern Sie sich meiner — ich wohne Stephaniensstraße 18 und bin die treue Schwesterliche Freundin Ihrer Mutter gewesen. Sie wissen ich hielt Sie immer für ein wenig kalt und sogar gefühllos wenn Sie von Erwine sprachen — wenn Sie durch München¹⁾ reisten usw. ich fange an so nach und nach eine ganz andere Meinung von Ihrem Herzen zu bekommen die beinahe schon so gut ist als die vortreffliche Meinung die ich von Ihrem Geist und Verstand zu jederzeit hatte. Aber sagen Sie um Gotteswillen lieber Theobert — ich wouste, für die schönen Photographien danken — und plaudere jetzt wieder ganz andere Dinge — was ist denn das — mit so einer Feder die gerade hinrennt — wohin es ihr einfällt. Nun endlich — herzlichen innigen Dank für die schönen stolzen malerisch prächtigen Bilder!! Mein Album ist nun ganz aristokratisch geworden — und vielbenedet. Frau v. Dumont²⁾ hat ich sofort ins Gartenhaus eingeladen und ihr mein Schätze gezeigt und Ihre Aufträge entrichtet — sie war gerührt — und dankt herzlich. Fräulein Gabriele die selbst lange in Wien in den Adelskreisen lebte kannte einige der Damen und war deshalb doppelt erfreut die Gestalten zu sehen. Die Kostüme sind wunderschön — ebenso der Ausdruck einiger Köpfe — sie haben sämtlich etwas hocharistokratisches — besonders die Gräfin Rato — die gerade selbst nicht von vielen alten Ahnen sein soll — die Honos — wenn auch weniger schön als die Andern hat mir im Ausdruck etwas ungemein Anziehendes — das aller schönste Bild ist aber der junge Fürst Pobjowiz. Es ist eine so feine sanfte Ritterlichkeit in diesem Gesichte welcher man eben sowohl die entschiedenste Tapferkeit wie weiche Gutmütigkeit zutraut und überhaupt eine Seele die dem Wüsten und Gemeinen ganz fremd ist. Ist es in der Wirklichkeit nicht so so lägen diese schönen Züge unverzeihlich. Für die architektonischen Bilder dankt Ihnen mein Mann mit mir innigst. Wir möchten gern einmal das liebe Wien selber sehen — doch wir alten Leute sind nicht mehr so reisefähig. Wir hoffen es jedoch noch bis ins bayerische Gebirg zu bringen wo Joseph sich jetzt festsetzt³⁾ — und so eben im Begriff steht sich für dorthin zum Abzug zu rüsten. Er wird seinen Dank selber vertreten haben für die große Mühe die Sie sich mit seinen großen Bildern genommen haben — die prachtvoll ausgefallen sind.

Fräulein Braner⁴⁾ für deren Heirath Sie sich interessieren, wird sich demnächst vermählen — ihren Bräutigam kenne ich nicht — ich höre nichts Gutes und nichts Schlimmes von ihm. Vom Adel mußte er natürlich sein — und zwar vor allem, das ließ sich von der Weltanschauung dieser Familie erwarten — da er nun diese Bedingung erfüllt wird es auf die übrigen Eigenschaften nicht genau ankommen — die übrigen jedenfalls mittelmäßig und erträglich gut sein werden — da so wenig davon verlautet. Die schönen Nachbarinnen der Stephaniensstraße sah ich bisweilen an ihren Fenstern oder begegne sie so fröhlichen Angesichts daß Weiden das Glück nicht zu fehlen scheint. Die schönste ist jetzt Albertine von Kornberg⁵⁾ eine klösterlich stille aber wunderschöne Erscheinung. Bey Verkmüllers⁶⁾ und Allers⁷⁾ giebt es nichts neues auch sonst nichts ist mir bekannt was Ihr Interesse besonders anregen könnte. Hübsch⁸⁾ und Redtenbacher⁹⁾ sind von dieser Welt geschieden. Haben Sie vielleicht in Gesellschaft den Namen „Reiß“ nennen gehört — so kann ich Ihnen erzählen das Frau Reiß¹⁰⁾ (eine reiche, längst mit Familie hier in der Stephaniensstraße lebende Russin) dieses Frühjahr von ihrem Gangfenster herab zu Tode gestürzt ist. Wegen einem kleinen Feuerlärm — sprang sie auf — beugte sich rasch hinaus — und war nicht mehr, eine Sekunde zuvor noch lebensstark und glücklich. Sie erwartete eben ihre jüngstverheiratete Tochter — Frau von Bodmann zum Besuche.

Dieser Tage schreib ich auch an Ihren Vater¹¹⁾ und Erwine¹²⁾ — ich ruhe jetzt nicht, bis alle meine Unterlassungssünden mir vom Herzen weggeschrieben sind. Auf Ihren versprochenen prächtigen Brief aus Paris freue ich mich sehr — eben so — daß Sie um diesen Brief zu schreiben erst hier durchreisen müssen und wie ich hoffe nicht wirklich durchreisen — sondern anhalten und uns besuchen werden. Wären Sie nur da lieber Theobert ich würde Sie zu meinem Oberbaurat ernennen. Ich baue eine Terrasse nach dem Garten mit einer Treppe die von demselben in eine große Stube führt die ich zu meiner Sommerwohnung und für Joseph zum Winterstudio einrichte. Da könnten Sie nun Ihre Gothik dran probieren da Hochstetter¹³⁾ mich treulos im Stiche gelassen hat. Ich muß jetzt selber der Architekten machen — was meiner Natur nicht ganz entgegen ist — ich bin auch ein Stück Baumeister.

Ich bin im Augenblick nicht gut auf Hochstetter zu sprechen. Er ist es der seit Jahren schon uns dazu animierte und nun da der Entschluß zur Ausführung kommt uns ganz im Stiche ließ. Wie oft irug er „wann bauen wir“ —!! Es soll aber nun mit Gottes Hülfe doch nett werden. Dieser Garten ist ja meine kleine Welt und muß mich fürs Reisen entschädigen. Er ist auch, jetzt sehr

schön — blühende Kastanien — Calicantus — Jasmin und Rosen — geben eine wunderbare Farbenmischung — und der Duft ist wahrhaft betäubend — auch lasse ich gerne alles wild und hoch ranken, was gegen alle Regeln der Gartenkunst verstößt — aber desto malerischer und schattender ist und für alle die hereinkommen etwas Anziehendes hat. Ich selbst fühle mich ungemein wenn die Sachverständigen von Beschneiden und Ausrotten reden. Den Vögeln scheint es auch wunderbar zu gefallen trotz 10 Kägen die da haufen. Sie nisten in alle Sträucher herein. Kommen Sie nur bald lieber Theobert wir wollen dann auch eine Abhandlung über den Stoffwechsel halten den kein Vernünftiger läugnen kann — den ich gerade auch in dieser Pflanzenwelt tagtäglich zu beobachten Gelegenheit habe — aber eine Religion daraus zu beobachten das finde ich schauerlich — und wollen Sie das thun — nehme ich gleich meine gute Meinung von Ihrem guten Geiste zurück. Der Stoff ist uns die untergeordnete Materie über ihm schwebt und weht der Geist Gottes und die Offenbarung — giebt es etwas Größeres und Göttlicheres als was Christus uns verkündete? — Wissen Sie etwas lieber Theobert so sagen Sie es mir. — Ich denke aber es ist mit Ihrem Christenthum wie mit Ihrem Herzen — es ist besser als sein Ruf.

Nun noch etwas — da die preussische Politik gänzlich bankrott geworden wäre es schön wenn im Sturm — wie ein Strahl des Himmels — aus Wien der deutsche Kaiser erkünde. — Nicht daß ich glaube der gegenwärtige Träger von Oesterreichs Krone¹⁴⁾ besitze alle großen Eigenschaften dazu — aber es kommt so ausschließlich da nicht auf die Persönlichkeit an wenn nur überhaupt ein deutscher Kaiser erkünde. — Ich gehöre zu den Schwärmern die da glauben — er müsse kommen — gerade jetzt kommen — weil alles so verzweifelt so einbrechend aussieht — und setze man nur irgend einem deutschen Manne — wer es auch wäre die Reichskrone auf — so würde die Wunderkraft derselben auf ihn einströmen und die ganze Nation sich zu einer Größe erheben die jetzt nur von Wenigen geahnt ist — von denen nur die ihr Deutschland so recht tief und glühend lieben. Ihr Vater lieber Theobert gehört auch dazu — vielleicht auch Sie ich weiß es nicht gewiß. Wenn nicht, werden Sie über die alte Frau mit ihren kindischen Träumen lachen. Aber lachen Sie nicht lieber Theobert — es ist eine große schöne ernste Sache — es geht noch ein tiefer goldner Faden der Hoffnung durch diese anscheinend verformene Zeit.

Die Meinigen grüßen Sie herzlich. — Kommen Sie nun bald damit Sie mir jezt prächtigen Brief schreiben können — oder schreiben Sie ihn lieber noch von Wien — denn ich fürchte — oder vielmehr ich hoffe — Paris — das moderne Babylon werde Ihnen nicht so erstaunlich gefallen. Der noch ungeborene deutsche Kaiser ist jezt schon viel schöner als der französische¹⁵⁾ — er hat aus seinem Volke nichts Bewundernswerthes gemacht. Sie werden sehen — oh diese Pariser!! Lieber Theobert nun ist der Brief entzweielt lang, ich sage daher zum Schluß auf Wiedersehen

Ihre mütterliche Freundin
Scheffel.

Anmerkungen.

¹⁾ Der Anlaß des Briefes ist, wie aus dem Dankschreiben des Dichters vom 2. Mai 1863 hervorgeht, die Uebersendung von Wiener Architektur- und von „Carousselphotographien“ für die Kaiserin und Photographien von Historienbildern für den Kaiser.

²⁾ Dies Anerbieten dürfte mit der Krankheit des Dichters in Verbindung stehen.

³⁾ Seit dem Jahre 1861 lebte der Major Friedrich Moler als Witwer in München, nachdem er sein Haus in Baden-Baden verkauft hatte.

⁴⁾ Die Frau des I. f. Domänendirectors a. D. Du Mont v. Soumagne, die Stephaniensstraße 3 wohnte.

⁵⁾ Der Dichter verlebte den Sommer im bayerischen Gebirge, in Binzenau bei Thalheim in dem Hause des Kunsthistorikers Ernst Hoerster.

⁶⁾ Wohl eine Tochter des Geh. Rats und Generalauditors Dr. Wilhelm Braner, der im Hause Stephaniensstraße 100 wohnte.

⁷⁾ Val. über sie das Lebensbild, das ihr Sohn Rudolf v. Frendorf in der Pyramide Nr. 24, 25 und 26, Jahrgang 1930, entworfen hat. Sie war drei Jahre im Kloster Sacre-Coeur b. Nienheim im Elb. erzogen worden und stand damals im 18. Lebensjahre. Cornbergs wohnten schräg gegenüber.

⁸⁾ Verkmüller, Josef, Großherzoglicher Oberbaurat (1800–1879) Erbauer des Sammlungsgebäudes am Friedrichsplatz.

⁹⁾ Mitglieder der Familie Allers wohnten gleichfalls in der Stephaniensstraße Nr. 24 und 27.

¹⁰⁾ Hübsch, Heinrich, Baudirektor, geboren am 9. 2. 1795 in Weinheim, gestorben am 3. 4. 1863 in Karlsruhe. Er hatte im Hause Stephaniensstraße Nr. 30 gewohnt.

¹¹⁾ Redtenbacher, der geniale Lehrer des Maschinenbaues und Director des Karlsruher Polytechnicums, war am 16. 4. 1863 gestorben. Auch er ein Nachbar aus der Stephaniensstraße Nr. 68.

¹²⁾ Im Karlsruher Adreßbuch von 1862 wird eine Familie v. Reiß als Bewohner des Hauses Stephaniensstraße Nr. 78 genannt.

¹³⁾ Val. Anmerkung 3.

¹⁴⁾ Erwin Moler war in Rom am 27. 2. 1840 geboren. Ihre Eltern waren Verkmüller und Frau v. Scheffel. Im Jahre 1859 hatte sie sich mit dem I. f. Hauptmann v. Wunischheim verheiratet und lebte in Vins a. D., gestorben dort 1871.

¹⁵⁾ Hochstetter, Jakob, Oberbaurat und Professor am Karlsruher Polytechnicum, ein Schüler von Heinrich Hübsch, geboren 1812 in Durlach, seit 1846 akademischer Lehrer, gestorben 1880.

¹⁶⁾ Franz Josef, geboren 1830, seit 1848 Kaiser von Oesterreich, gestorben 1916.

¹⁷⁾ Napoleon III., seit 1852 Kaiser der Franzosen, gestorben 1873 in England.

Lili Blum-Martini / Der Brückenheilige

I.

Aus dem dunkeln Torbogen traten zwei in den Glanz, der über Berg und Schloß, Tal und Fluß lag. Die Brücke wölbte sich vor ihnen, und volle Abendsonne fiel auf das steinerne Männlein, das auf hohem Sockel, in feierlichem Chorrod und Bischofsmütze neben dem Brückenkopf stand und lächelnd auf das Menschentreiben schaute.

„Was ist das für ein Männlein, Fräulein Alice?“ fragte die helle Kinderstimme.

„Fast du's noch nie gesehen, Ann? Ein Heiliger ist's. Er steht doch schon immer da.“

„Ein Heiliger!“ Ernsthafte Kinderaugen wurden groß. Das klang nach Märchen.

„Was ist das, ein Heiliger?“ Ordentlich mit Ehrfurcht sprach sie es aus.

„Das ist ein Mensch, der gut und rein gelebt und Wunder getan hat.“

„Dann ist Papa ein Heiliger.“ Sehr entschieden kam es aus dem roten Mund. Um die Lippen der schönen jungen Dame flog ein dünnes Lächeln.

„Aber Ann, Papa tut doch keine Wunder!“

„So, ist's vielleicht kein Wunder, wenn er redet, daß es wie Musik klingt und dazu Bilder hinzubert, wo vorher weiße Wand war?“ Triumphierend klang das Stimmchen und Alice schwieg. Wochenlang Zeit und Erfahrung es die Kleine lehren, daß der Kunstgeschichtsprofessor Doktor Pagenhard kein Heiliger war.

Ann betrachtete intensiv, wie sie alles tat, das Steinmännchen. Als Alice sie endlich fortzog, warf sie ihm noch eine Kusshand zu: „Lieber Heiliger!“

*

Damit war ein Freundschaftsbund geschlossen. Nie mehr ging Ann über die Brücke, ohne dem Männchen zuzunicken:

„Tag, Heiliger!“

Er erwiderte sich als guter Freund.

Man wartete, bis die Brücke einen Augenblick von Menschen leer war, dann sprudelte man seine Wichtigkeiten heraus, frohe und traurige. Er lächelte zu beidem. Einmal wirkte es als Mitfreude, einmal wieder als Kritik: alles nur halb so schlimm! Ann schürzte trotzig das Mäntchen, dann lachte sie selber.

Heute lachte sie nicht. Von Schluchzen geschüttelt lehnte sie am Brückengeländer und die Zöpfe hingen halb aufgelöst überm Schulragen.

„Ich mag dich nicht ansehen, Heiliger, du lachst doch wieder. Und du sollst nicht lachen, wenn sie über Papa Böses sagen. Ein Geschichtsfälscher sei er, kein Wissenschaftler, nur schön reden könne er. Das ist gewiß etwas Schreckliches, Heiliger, und Doktor Falk hat's in die Zeitung geschrieben. Bitte zeige mir's. Und sie hat gelacht dazu. Ich hab's ihr aber gegeben! Und Doktor Falk kriegt nie mehr eine Antwort von mir, er soll mir nur Fünfer machen! Und jetzt sag ich's meinem Papa!“

Sie stürmte sie. Aber nicht nur der Heilige lächelte. Nein, auch Professor Pagenhard. Der lachte sogar schallend, nahm seine empörte kleine Tochter aufs Knie und redete ihr den heroischen Entschluß wieder aus. Jeder, der im öffentlichen Leben stehe, habe Freunde und Gegner, beides mit Recht, und Doktor Falks Artikel sei sogar anregend und fruchtbringend für ihn, was Ann vielleicht nicht verstehen könne, aber glauben müsse. Damit schob er sie zur Tür hinaus und ging an seine Arbeit.

Ann stand tief nachdenklich und fühlte sich nur halb erleichtert. Unter ihr zitterte der Boden und eine Ahnung vom Chaos des Lebens stieg in ihr auf.

*

Frau Pagenhard läutete nach dem Diener:

„Ich lasse Fräulein Ann bitten, herüberzukommen.“

Bis Ann kam, blieb es still im Zimmer. Die beiden Frauen hatten sich nichts mehr zu sagen. Spöttisch ruhten der Jüngeren Augen auf dem gelassen kalten Gesicht der Hausfrau.

Ann kam, erstaunt, daß Mutter sie rufen ließ.

„Fräulein Polenska möchte sich von dir verabschieden, Ann.“ Das junge Mädchen staunte noch mehr. Was kam Mutter plötzlich in den Sinn? Seit der eleganten Alice hatten viele Assistentinnen des Vaters das Haus passiert. Sie tauchten auf und verschwanden nach kurzer Zeit wieder. Nie war Ann bisher zu feierlicher Verabschiedung gerufen worden. Sie ahnte nicht, daß die Mutter sie vor einem letzten Alleinsein mit der heißblütigen Polin, vor einer wahrscheinlichen, ungenuten Bemerkung über den Vater schützen wollte.

Die unermüdete Fürsorge der scheinbar so kalten Mutter, wurde von Vater und Tochter meist überhaupt nicht bemerkt. Bei Ann aus dem begreiflichen Gefühl des Immerjogewesenseins heraus, beim Professor aus Arbeitsgebundenheit und Eheiselbsterständlichkeit, die, bei seiner egoistischen Natur, häufig zu völligem Vergessen der Frau führten, bis irgendein Ereignis ihn zu ihr trieb.

Die Frau liebte ihn — litt um ihn. Doch niemand ahnte das. Ihre stolze Gelassenheit bewahrte sie vor falschem Mitleid.

Man fand sie kalt, hochmütig und begriff des Mannes Eigenleben. Sie hatte sich nach bitteren Herzenskämpfen ihr Leben so eingerichtet, daß sie's ertragen konnte. Auf ihrem Schreibtisch türmten sich Berichte, Vitzschriften, Abrechnungen. Lauter Zeugen intensiver sozialer Arbeit. Aufgespeicherte Herzenswärme ergoß sich gelegentlich über irgendein verwahrlostes Kind. Großer Reichtum lag hier brach. Hinter all der Umhegtheit verwöhntester Menschen ahnten weder Vater noch Tochter die immer verbende Frauen- und Mutterliebe.

In Anns Seele stritten Herbsheit, der Mutter Erbteil, mit dem heißen Liebesbedürfnis, das der Vater ihr mitgegeben. Sie konnte selbst nicht zärtlich sein, sehnte sich aber nach Zärtlichkeit. So kam es zwangsläufig, daß der Mutter scheinbare Kühle das Kind zurückschreckte, des Vaters immerbereitete Wärme es anzog. Der Papa! Anns Abgott, als sie nur erst fallen konnte, ihr Ideal heute, wo sie auf das Abitur sich vorbereitete.

Die Mutter mußte kraft eigenen Gefühls um diese Liebe. Sie drängte eigene Wünsche um der Tochter Seele still zurück und suchte mit aller Kraft die leuchtende Schönheit solcher Kindesgläubigkeit für den Vater zu erhalten. Immer lebte sie in stiller Angst vor dem unvermeidlichen Tag, da Ann den Vater erkennen und aus dieser Erkenntnis in unsägliches Leid geraten würde.

Die Polin war längst gegangen, Ann sah wieder über den Homer gebeugt, die Mutter grübelte. Wie immer, wenn solch ein Intermezzo in ihres Mannes Leben seinen Abschluß gefunden, stieg unbeflegbare Bitterkeit in ihr auf. Warum mußte ihre Ehe solch gehäufte Leid bergen, warum vermochte selbst Anns Lieblichkeit nicht des Vaters unsterben Sinn zu zähmen!

Es war eine schlimme Stunde, die der Professor wählte, seine Frau in ihrem Arbeitszimmer aufzusuchen. Und doch trieb ihn ein gutes Gefühl. In seine Freude über die Abreise der Polin mischte sich leise Reue und zum erstenmal seit langer Zeit wieder warme Behaglichkeit über seine Umgebung. All das zog ihn zu der Frau, die er immer und über alles zeitweilige Vergessen hinaus als seinen treuesten und unverlierbarsten Lebenskameraden empfand.

Ann wollte Vaters Rat bei einer schwierigen Aufgabe und fand ihn nicht in seinem Zimmer, hörte aber seine Stimme in dem der Mutter. Sie ging hinüber und öffnete die Tür, als Mutter eben mit fremder, schneidend scharfer Stimme sagte:

„Verschone mich bitte mit deinen Angelegenheiten; du weißt, daß ich mich schon lange nicht mehr dafür interessiere.“

Keines von beiden sah das Mädchen mit flammenden Zügen in der Tür stehen. Ann rannte in ihr Stübchen zurück. Ein ungeheurer Jörn kochte in ihr. Die Mutter! So konnte sie zu Vater sprechen, zu dem herrlichen Vater! Sie glaubte erwidern zu müssen, riß ihr Mäntchen aus dem Schrank und lief hinaus. Blindlings rannte sie drauf los, fand sich erst wieder, als in der Hauptstraße ein Bekannter sie grüßte. Da maßigte sie ihren Gang und nahm sich zusammen. Aber die sonst sternhellen Augen starrten fast schwarz aus finsternem Denken.

Auf der Brücke brannten schon die Laternen. Ann stand in der dunkeln Nische des Männleins und lehnte den Kopf an den kühlen Stein.

„Entsetzlich, Heiliger, ich hasse sie. O, wie ich sie hasse!“

*

Liebevoll betrachtete Heiner die emsig schreibende Nachbarin. Das Kolleg dünkte ihn nicht halb so wichtig, wie der vorwitzige Sonnenstrahl, der sich im bauschigen blondhaar hing. Seit Semesterbeginn sah er neben der eifrigen Philosophiestudentin, die ihr Hauptfach, Kunstgeschichte, mit geradezu fanatischem Fleiß betrieb.

„Ann,“ flüsterte er, einem dringenden Bedürfnis gehorchend. Ein strafender Blick traf ihn, der doch keinen Augenblick die traktelige Stenographiererei unterbrechen konnte.

Es läutete, die Vorlesung über altchristliche Kunst war beendet. Ann warf die Feder weg und dehnte den elastischen jungen Körper.

„Aß! Das war ne Arbeit! Und du hast wieder überhaupt nichts getan. Ich möchte nur wissen, warum du dir den langweiligen Sums vom alten Denner immer anhörst. Zum Lernen ist er ja sehr nützlich, aber seine Form! brrr! toblangweilig!“

„Sei nicht arrogant, Ann. Es kann nicht jeder Pagenhard heißen.“

„Ja, Vater!“ Sie lächelte versunken vor sich hin.

„Warum hörst du denn bei Denner, wenn er dich so langweilt?“

„O, Heiner! Weil ich alles packen will und schnell, schnell fertig werden. Damit der ewige Wechsel der Assistentinnen für Vater endlich aufhört.“

Er starrte sie verwundert an:

„Du willst Assistentin deines Vaters werden?“ Unbefangen strahlend nickte sie:

„Er ahnt noch nichts, nimmt mein Studium überhaupt nicht ernst. Aber er soll schon sehen.“

Heiner seufzte. So leise, daß sie's in ihrer Hoffensfreude nicht merkte. Nach einer Weile bat er:

„Geh heut mittag mit mir zur Mühle.“ Sie überlegte: „Zuerst muß ich das Kolleg ausarbeiten. Aber so um vier Uhr kannst du mich holen. Dann gehn wir übers Schloß, setzen über, schwimmen und fahren mit dem Boot zurück. Abends ist's am schönsten.“

Unberührt jung und frisch schritt sie neben ihm durch den Buchenwald. Er litt unter seiner wachsenden Leidenschaft. Seit einer Stunde redete keines von ihnen ein Wort. Ann genoss in wohligem Behagen die Wanderung, verfolgte die zitternden Lichter im hellgrünen Laub und ruhte den angestrengten Kopf aus. Heiners Gedanken umkreisten sie. Auf seinem offenen Gesicht malten sich lichte Zukunftshoffnungen und tiefe Niedergeschlagenheit. Er kam ihr nicht näher. Seit sie in den ersten acht Semesterjahren Freundschaft geschlossen, war alles in der netten, harmonischen — unerträglichen Gelassenheit geblieben. Ann, reiflos unbefangen, sah ihren besten Kameraden in ihm und behandelte ihn entsprechend. Er aber litt. Und er biß die Zähne zusammen; wie eben jetzt, da sie harmlos ihren Arm in den seinen schob und sagte:

„Ich freu mich aufs Schwimmen.“

Wie ein Stock ging er neben ihr.

Wohlig kühlten die Glieder dann in den ziehenden Wellen. Wie junge Seehunde tollten die beiden im Wasser, tunkten sich gegenseitig, prusteten, lachten, schrieten, bis Ann, müde geworden, energisch Ruhe forderte. Auf dem Rücken liegend, ließ sie sich treiben. Tief sank ihr Blick in Himmelsbläue und Wolken. Die Ufer glitten, aus den Augenwinkeln gesehen, als grüne Ahnungen vorbei.

Heiner schlenderte am Ufer neben ihr her. Halb heiter, halb verstimmt. Er seufzte sich, wie ein Wirbelwind in ihre kristallklare Ruhe einzubrechen. Träumend wandte er den Kopf wieder zu ihr hin. Da stockte ihm der Atem. Ann trieb dem Ufer zu. Ihr Kopf, nur noch um Armeslänge von einer eisernen Stufe entfernt, mußte im nächsten Augenblick hart aufprallen. Mit einem Satz war er bei ihr, riß sie von der gefährlichen Stelle weg und vollends ans Ufer. Sein Herz klopfte wild, als hätte Todesgefahr die Liebliche bedroht und nicht eine immerhin harmlose kleine Schramme. Ann lachte ihn erstaunt an:

„Na nu, was ist denn los?“

Da schlug es über ihm zusammen, daß er die Besinnung verlor und sie an sich riß. Einen Augenblick nur, dann flog er zurück, und Ann stand ihm mit schwarz gewordenen Augen gegenüber.

„Du bist wohl toll!“

Mit einer herrischen Bewegung riß sie die Badmütze vom Kopf und lief davon. Er zuckte lächelnd die Achseln und folgte ihr langsam. In ihm sang es.

Längst sah er wartend im Boot, als sie mit trozigem Gesicht endlich ankam. Kein Wort fiel während der Heimfahrt. Der eisengraue Bootsmann betrachtete mitunter erstaunt seine schweigenden Gäste.

Der Abend verschwandete sich in leuchtenden Farben. Gold schwamm in der Luft. Je näher sie der Stadt kamen, desto mehr Leben trug der schimmernde Fluß. Buntmützen grüßten von andern Booten herüber, Vieder klangen auf.

Unter der Brücke stiegen sie aus. Heiner streckte die Hand hin:

„Gut Nacht, Ann.“

Sie schlug ein, ohne ihn anzuschauen:

„Gut Nacht.“

Dann stieg sie veronnen die Treppe zur Brücke hinauf. Im Vorbeigehen grüßend, streifte ihr scharfer Blick den Heiligen, und sein Lächeln trieb ihr das Blut ins Gesicht. Die schmalen, kräftigen Hände ballten sich:

„So was Dummes!“ flüsterte sie.

*

Im neuen Kollegienhaus stauten sich die Menschen. Professor Pagenhard hielt heute den ersten seiner drei öffentlichen Vorträge des Wintersemesters: Benedig. Erwartungsvolles Summen erfüllte den Raum.

Mit blassem Gesicht saß Ann neben Heiner und ließ sich auslachen. Ihr Herz klopfte um den Vater. Warum, das wußte sie nicht. Unwillkürlich faßte sie nach Heiners Hand, als jetzt der Professor das Katheder bestieg. Totenstill wurde der volle Saal.

Die alte Lagunenstadt erstand, hergezaubert von einer klaren, schönen Stimme, in vollendeter Redeform. Voll und farbig rundete sich ihr Bild, jahrhundert alt, ewig jung. Namen erhielten Leuchtkraft und Leben: Tizian — Giorgione — Tintoretto.

Heiner lauschte. Hingerissen. Zum erstenmal hörte er Anns Vater sprechen. Wie gebannt kühlte er sich in dies unerhörte geistige Schauen. Nur mit Zwang konnte er den Kopf drehen, weil es ihn trieb, mit Ann einen Blick des Einverständnisses zu tauschen. Was er sah, traf ihn wie elektrischer Schlag.

Gebrochen der Zauber des grandiosen Gestalters dort oben, graufige Wirklichkeit starrte ihn an. Und sah doch lieblich genug aus.

Ann schaute zum Vater hin, wie in Verzückung. Wie hatte sich Heiner darnach gesehnt, solchen Ausdruck in ihrem lieben Gesicht zu sehen. Nun sah er ihn und froh dabei. Denn dieser wellenrührt seltsame Ausdruck einer liebenden Frau galt — dem Vater!

Noch lag ihre Hand in der seinen. Er drückte sie leise und beugte sich zu ihr, unfähig, die erstickende Dual länger schweigend zu tragen:

„Ann, du liebst ja deinen Vater!“ Röchelnd flüsterte er es an ihrem Ohr. Langsam wandte sie ihm den Kopf zu. Nein, unwissend leuchteten ihre Augen:

„Ja, ich liebe ihn.“

Wie er es meinte, verstand sie nicht. Ein Abgrund lag zwischen ihnen.

(Schluß folgt.)

Margarete Wirsner / Zwei Gedichte

Stadt am Berg

Rathausgiebel sticht aus aller Dächer Wirre.
Stille Gassen gehen kreuz und irre
Um die Kirche. Ein Balkon
Der im Achteck ihren Turm umkreist,
Schaut herab auf Motor und auf Schlot.
Mancher steht schon kalt und tot,
Und die müden Werkgesichter
Knehn an ihm empor um Brot. —
Reges Leben aber treibt
Harmungslos den Kalligestellten auf die Seite.
Mensch lösch aus! — Der Alltag bleibt.

Rauschend brüllt Sirene in die Wette.
Lied der Arbeit singt von Ruß und Werk. —
Ueber allem aber steht der Berg.
Römerturm hält finstre Wacht.
Wahrbild dieser Stadt. Beglückend lacht
Talwärts Rosenduft und Wein.
Zauberärten. Stillverschwiegener Wege Schwarzwaldblick,
Sonnental hinab zum Rhein.
Welch ein hold Geschick
Dieser Berg bei dieser Stadt. — Nur ihr geweiht. —
Lächeln Gottes in die angstverworrne Zeit.

Die Orgel

Starrtes Geäst aus Metall in blühenden Vertikalen
Schneidet der stillen Altäre Lieblichkeit.
Schweigende Mächternheit
Wuchtet hinab auf des Heilands Qualen.
Engelreigen, der Säulen umflieht,
Sinket in Starre. Es frieret das bläuliche Licht. —
Da — ein Seufzer — es atmet der Orgelleib laut.
Schütternd nehmen die Lungen heilige Luft,
Und ein Meister, der ihn zum Leben ruft,
Greift mit den frommen Händen nach ihm. Es blaut.
Ein Himmel auf. Flöte schwebt tremolierend hinan.
Steigt an Pfästern frohlockend zur Kuppel empor.
Vox celestis hellt sich zum himmlischen Reigen davor.
Harmonische Schlingung der beiden findet in seligem Wahn

Hin zur Verklärung. Samba braut wallenden Nebel. Die
Gallen
Schwellen in Weite. Gemshorn schwebt über allen.
In goldenen Fugen wechseln die heiligen Stimmen,
Schiden mit tönender Kraft das Lied von der Liebe ins Dunkel.
Wie Lichtgefunkel
Fällt es herab. Die Perlen verglimmen.
Da — der Bässe Trompetentof schüttert empor,
In mächtigem Sanktus jauchet der Chor.
Mogewalt öffnet die Gräber des Schweigens. —
Es hebet der Dom. Es jauchet der erweckte Tod.
Erschüttertes Werk aus Stein wird lebendig und droht.
Es sprach der Quader — und schweigt. Verehbt ist das Lied
des ewigen Reigens.